Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 13 (1957)
Heft: 1

Artikel: Im Anfang war das Wort : ein Verleger äussert sich über die Sprache
Autor: Witz, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420475

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Anfang war das Wort

Ein Verleger äußert sich über die Sprache

Für den Autor ist die Sprache das Instrument, das Werkzeug. Wie er sie handhabt, daran messen wir den Grad seiner Könnerschaft, daran bestimmen wir die Farbe seines Wesens, die Ausmaße seines Denkens und seiner ganzen Weltschau. Nur die Stümper gelangen nie zu ihrem eigen geformten und eigen beherrschten Instrument. An seiner Sprache erkennen wir den Meister wie den Pfuscher.

Von vielen Autoren kennen wir Zeugnisse über ihre Erfahrungen mit der Sprache. Die Literaturgeschichte lehrt uns, wie einläßlich sich Wilhelm von Humboldt, angeregt von Herder, ermuntert von Goethe, mit sprachlichen Problemen beschäftigt hat, daß August Wilhelm Schlegel die Sprache als Wurzel aller Poesie bezeichnet und behauptet, nicht aus dem Bedürfnis nach geselliger Mitteilung sei die Sprache abzuleiten, denn der Mensch spreche ja zunächst mit sich selbst. Das Bedürfnis der Sprache als eines Mittels, selbst zur Besinnung zu gelangen, gehe dem Bedürfnis geselliger Notwendigkeit voraus. Der nachdenkliche Umgang mit der Sprache führt ins Halbdunkel beunruhigender Zweifel: je gewissenhafter nämlich ein Autor sich mit der Sprache und ihren Hintergründen, d. h. mit ihrer Herkunft, ihren Gebrauchsmöglichkeiten, ihrer Ausdrucksfähigkeit, ihrem Anpassungsvermögen an das Auszusagende beschäftigt, desto wacher wird sein Mißtrauen ihr gegenüber. Die Sprache wird ihm verdächtig, ihm scheint, nicht er beherrsche sie, sondern sie beherrsche ihn. Der freie Flug seiner Gedanken, seiner ureigenen Gedanken, das Spiel seiner Einfälle, seiner ureigenen Einfälle, das alles muß sich unter das Joch eines Ausdrucksmittels beugen, das vom Gesetz einer gültigen Grammatik tyrannisiert wird. Wir erinnern uns hier eines Stoßseufzers, den Goethe in einem Brief an Schiller vom 21. Februar 1798 hinschreibt: „Wenn nur jede individuelle Vorstellungs- und Empfindungsweise auch einer reinen und vollkommenen Mitteilung fähig

wäre, denn die Sprache hat eine der Individualität ganz entgegengesetzte Tendenz, und solche Naturen, die sich zur allgemeinen Mitteilung ausbilden, büßen gewöhnlich so viel von ihrer Individualität ein und verlieren also sehr oft von jener sinnlichen Qualität zum Auffassen der Erscheinungen. Überhaupt ist mir das Verhältnis der allgemeinen Begriffe und der auf diese erbauten Sprache zu den Sachen und Fällen und Situationen ein Abgrund, in den ich nicht ohne Schwindeln schauen kann. Das wirkliche Leben zeigt in jeder Minute die Möglichkeit einer solchen Mitteilung des Besondern und Besondersten durch ein allgemeines Medium, und der Verstand als solcher muß sich beinah die Unmöglichkeit beweisen."

Goethe berührt hier das verwirrende Thema von der Unzulänglichkeit und Fragwürdigkeit der Sprache, das später von andern immer wieder aufgenommen wird und das sich bei vielen jüngern und jüngsten Dichtern gelegentlich zu einer wahren Tragik des gestalterischen Prozesses ausweitet.

Der verborgene Kampf des Verlegers

Die Literaturgeschichte kann immer wieder auf Einzelvorkommnisse im sprachlichen Verhalten von Dichtern hinweisen, die an Tobsuchtsanfälle in der Gummizelle des Sprachkerkers erinnern. Zerquält von der Einsicht, daß die Sprache, die, um verstanden zu werden, auch in höchster Auflockerung noch ein Geordnetes abgeben muß, dem chaotischen Gebrodel aufgewühlter Herzen oder dem Genauigkeitsdrang leidenschaftlicher Wahrheitsfanatiker nicht gewachsen ist, glaubten vor einigen Jahrzehnten die Dadaisten, alle Sprachgesetze zertrümmern zu müssen, sahen ihr Heil in einer ungestümen Rückkehr zum Gestammel und Gelall und vertrauten dem Papier Sinnlosigkeiten an.

All diese tobend Aufbäumenden, diese Trotzkerle und verzweifelten Empörer, die der Sprache ihren Wahrheitskern abzuringen oder zurückzugeben suchten, prallten ab an der Unnachgiebigkeit der Sprachgesetze, aber ihr Aufruhr gegen die unzulängliche Bieg-

und Beugsamkeit der Sprache schärft uns das Ohr für den Lebendigkeitsgehalt im sprachlichen Ausdruck, für das Zwischenstufige, das Unsagbare oder Undeutbare, für das, was im Baum der Sprache grünt und sprießt, und das, was daran dorrt und verkrustet. Es gibt unter den Autoren der Bequemlinge allzu viele, die im dürren Sprachgeäst so unbekümmert herumturnen, daß der Feinhörige das Geknack und Geknister hört und ihres Geturns und Getummels nicht froh werden kann.

So viel oder, besser, so wenig über das Verhältnis des Autors zur Sprache.

Festzuhalten gilt, daß die Sprache für den Autor, sei er Dichter oder Denker oder beides zugleich, das Ausfallstor ist in die Welt. Oder, da wir ja doch immer nur in Metaphern, in Bildern reden können: sie ist das Gesicht, womit er sich seiner Leserschaft vorstellt, zuvor aber seinem Verleger vorzustellen hat. Der Verleger nun wird zunächst einmal darüber zu entscheiden haben, ob ihm dieses Gesicht gefällt oder mißfällt, ob es ein Allerweltsgesicht ist oder ein von Erlebnissen, Erinnerungen, Gedanken, Visionen zerfurchtes Antlitz.

In seinem Mittlertum zwischen Autor und Leser steht der Verleger dauernd vor der Frage: Wen kann und darf ich wem vorstellen? Es ist ein Gesellschaftsspiel auf geistiger Ebene. In welcher Richtung zielt die größere Rücksicht, in der Richtung zum Autor oder in der zum Leser? Ohne den Leser steht der Verleger im Leeren, verkümmert sein Wirken ins Sinnlose, wird er zum verträumten Selbstbetrüger. Genau so unvorstellbar wie ein Verleger ohne Autor ist ein Verleger ohne Leserschaft. Der Verlag ist die Brücke, die vom geistigen Spender hinüberführt zum geistigen Empfänger.

Der verborgene Kampf des Verlegers gilt nicht etwa einzig dem Fremdwort, er gilt allen möglichen Sprachschlampereien. Daß Autoren sogar in den Fallstricken der Grammatik hangenbleiben, kommt gelegentlich auch vor und darf den Verleger nicht zu einem

verallgemeinernden Urteil über Wert oder Unwert des betreffenden Schreibers verführen. Die Werte einer schriftstellerischen Leistung liegen nicht einzig auf der sprachlichen Seite. Der Verleger soll sich darum die Mühe nicht reuen lassen, seinen Autoren stillschweigend grammatikalische Schnitzer zu verbessern.

Es wird hinterher keiner kommen und sich darüber beschweren. Der Autor möge mit seinen hoffentlich aufflammenden Schamgefühlen im stillen Kämmerlein fertigwerden! Arge Vergehen geschehen immer wieder in der Richtung einer überlebten, d. h. sinnlich nicht wahrnehmbaren Sprache. Was aber nicht wahrgenommen ist, nämlich als wahr genommen, ist eben unwahr und wirkt abstoßend. Die Autoren spielen mit Bildern und verirren sich nur zu gern in Klecksereien, d. h. in eine mit Bildern überladene Sprache, ins Maßlose, oder sie verlieren sich in Satzlabyrinthe hinein, aus denen sie den Ausweg nicht mehr finden.

Stilblüten aus Manuskripten

In diesem Zusammenhang sei der Mundart als einer Dauerbefruchterin unserer Sprache gedacht. Wie übel es sich ausnehmen mag, wenn sich in einen schriftdeutschen Text Mundartliches einschleicht — Ausnahmen sind gerechtfertigt, wenn der Einbezug der Mundart aus bewußter künstlerischer Überlegung, aus künstlerischer Absicht geschieht —, so sehr bleibt anzuerkennen, daß sprachschöpferische Autoren aus den Schätzen der Mundart der Sprache immer wieder junge, verlebendigende Säfte zuführen.

Ein Fehler, dem man immer wieder begegnet, sogar bei Autoren, von denen eine schöne Zahl von Büchern bereits vorliegt, ist der falsche Satzbau mit „um“, wie z. B. in folgendem Satz: „Auf den feuchten Schieferplatten des Grates war alle Vorsicht angezeigt, um nicht ins Unsichtbare abzustürzen.“

Beispiele für andere Sprachschludrigkeiten: „Selbst auf junge Stellvertreter wirkte es faszinierend, weshalb sie nicht selten den Stoff zu Gesprächen bildete, welche sich im Lehrerzimmer gegen-

überstanden.“ Darüber spottet der Lektor. „Muß das ein Tumult sein in diesem Lehrerzimmer, wenn sich nicht nur Meinungen, sondern noch Gespräche gegenüberstehen!“

Aus dem Manuskript eines deutschen Romanschriftstellers seien hier die nachstehenden Stilblüten gesammelt: „Der Geheimrat, der dem Auslöffeln der Suppe nicht immer mit der nötigen Geräuschlosigkeit begegnete.“ — „Es bedurfte mehrstelliger Vorschüsse, um die lästigen Giebelreiter vom First zu knallen“ (gemeint sind Hypotheken). — „Er tat der Traube spritziger Verwandlung mehr Bescheid, als dies der Tagesstunde entsprach.“ — „So wanderte mancher Teller noch halbgefüllt in die Handschuhe des Butlers zurück.“ — „Der Student mußte sich verpflichten, der Alma Mater den Abschiedskuß zu geben.“ — „Sie wußte, daß eine doppelseitige Lungenentzündung bei dem Alter ihres Vaters einen Ausgang haben konnte, dem der siebente Tag nicht mehr schlug.“ — „Ihre starken Zähne mahlten den krispen Toast und des Stöhrs so geschätzten Segen“ (gemeint ist: Kaviar). Mancherlei Beispiele ließen sich noch anführen, aber im Grunde belegen alle das nämliche: den ungepflegten und vernachlässigten Sprachsinn gewisser Autoren, ihre Unbeholfenheit oder ihre gespreizte Gefallsucht im Umgang mit der Sprache, die Vorliebe für das Maßlose, das mangelnde Verständnis für die Empfangsbereitschaft und Aufnahmefähigkeit des Lesers. In der Abwehr gegen alle diese Übel entwickelt sich der Verleger dem Autor gegenüber zum bald willkommenen, bald unerbetenen Erzieher.

„Die Kultursprachen von heute sind zerfressen“

Die deutsche Sprache ist bedroht. Wir konnten die Abbröckelungsvorgänge während des Krieges verfolgen. Das während der Hitler-Zeit um sich greifende Mißtrauen deutschem Wesen gegenüber traf auch die deutsche Sprache. Es gab damals eine Zeit, da es in der Schweiz verpönt war, schriftdeutsch zu reden; auch heute noch widmet mancher Deutschschweizer den Fremdsprachen und dem fremdsprachigen Buch mehr Zeit und Nachdenken als dem Deutschen und dem deutschsprachigen Buch. Wer die Sachlage

aus richtiger Entfernung zu beurteilen fähig ist, erkennt in diesen Wandlungen für den gesunden Fortbestand der deutschen Sprache eine leise Gefahr, auch wenn er nicht in den Chor jener Schwarzseher einstimmt, die Zerfall und Untergang unserer Sprache verkünden. Ein Schwarzseher ganz anderer Art, nämlich einer, der den Tod der Sprache, unserer Kultursprachen überhaupt, aus tieferen Zusammenhängen ableitet, ist Fritz Mauthner. Aus seinen ums Jahr 1900 niedergeschriebenen schmerzlichdunkeln Betrachtungen, niedergelegt im Band „Sprache und Psychologie" seiner „Beiträge zu einer Kritik der Sprache", sei hier wenigstens ein bezeichnender Abschnitt hingestellt:

„Kaum aber ist bisher beachtet worden, daß der faulige Zustand der Weltanschauung sich zumeist und für helle Ohren am deutlichsten in der Sprache verrät. Das Latein der Kaiserzeit war eine todkranke Sprache, bevor es eine tote Sprache wurde. Und unsere Kultursprachen von heute sind zerfressen bis auf die Knochen. Nur bei den Ungebildeten, dem Pöbel, gibt es noch gesunde Muskeln und eine gesunde Sprache. Die Sprache der Bildung hat sich metaphorisch entwickelt und mußte kindisch werden, als man den Sinn der Metaphern vergessen hatte.

In bunten Farben schimmern unsere Sprachen und scheinen reich geworden. Es ist der falsche Metallglanz der Fäulnis. Die Kultursprachen sind heruntergekommen wie Knochen von Märtyrern, aus denen man Würfel verfertigt hat zum Spielen. Kinder und Dichter, Salondamen und Philosophieprofessoren spielen mit den Sprachen, die wie alte Dirnen unfähig geworden sind zur Lust wie zum Widerstand. Alt und kindisch sind die Kultursprachen geworden, ihre Worte ein Murmelspiel.

Abseits von der Sprache steigert sich der wollüstige Komfort bis zum Blödsinn und glaubt darum an einen Höhepunkt der Menschheit. In der Sprache verrät sich ihr tiefer Stand. Und zum erstenmal, seitdem Menschen sprechen gelernt haben, wäre es gut, wenn die Sprachen der Gesellschaft vorangingen mit ihrem Schuldbekenntnis, mit dem Eingeständnis ihrer Selbstmordsehnsucht.

Um sich zu verständigen, haben die Menschen sprechen gelernt. Die Kultursprachen haben die Fähigkeit verloren, den Menschen über das Gröbste hinaus zur Verständigung zu dienen. Es wäre Zeit, wieder schweigen zu lernen."

„Wir haben Hüter der Sprache zu sein"

Mag uns Mauthners Weltuntergangsstimmung mehr oder weniger heftig berühren, abstoßen oder zu Beifall bewegen, eines ist sicher: Wir leben im deutschen Sprachbereich in einer Zeit der Sprachverkümmerung, der Sprachverlotterung, der Sprachverwilderung und haben allen Grund, pflegerisch zu wirken, wo und wann immer uns dazu Gelegenheit geboten ist. Wir haben den Kampf aufzunehmen gegen die Verkalkungs- und Verkrustungsvorgänge, gegen verspielte und leichtfertige Auflockerungsversuche, *gegen Sprachvergiftung durch Fremdwörter und Modewörter* — das Wort „zweifelsohne" z. B. hat sich bereits im Duden eingenistet, und bald wird auch das heute noch scherzweise gebrauchte „nichtsdestotrotz" mit tierischem Ernst dort in Gnade aufgenommen werden. Wir alle haben darum, jeder von seinem Platz aus, Hüter der Sprache zu sein.

Entscheidend aber bleibt zuletzt der Leser. Solange er mit wachem Sprachgefühl seine Bücher liest, sich jede Stumpfheit und Gleichgültigkeit verbietet, wird er auch an die Autoren, deren Werke ihm vom Verleger dargeboten werden, klare Forderungen in sprachlicher Hinsicht zu stellen wissen und aufbegehren, wenn sich ihm einer im vernachlässigten Sprachkleid vorstellt. Wird aber einmal aus dem Kreise der Leserschaft gebieterisch ein einwandfreies, sauberes Deutsch verlangt, dann wird auch der Verleger wieder zu jener Strenge zurückfinden, die seinen Autoren die erwünschte Sprachzucht vorschreibt. Im übrigen halten wir es statt mit dem so abgründig schwarzseherischen Fritz Mauthner mit dem zwar auch zweiflerischen, aber doch eher zuversichtlichen Goethe, der uns zuruft, die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern sei das Geschäft der besten Köpfe.

Friedrich Witz

Guatemaler und Portugaler, Zyprer und Ameriker?

Im letzten „Sprachspiegel“ war zu lesen: „Machen wir doch aus den geschwollenen Zyprioten, Guatemalteken und Vietnamesen ganz einfache, demokratische Zyprer, Guatemaler und Vietnamer!“ Dieser Vorschlag darf nicht unwidersprochen bleiben. Denn es geht dabei um die sehr grundsätzliche Frage, ob in der Wortbildung die Mechanik über das lebendig Gewordene siegen soll. Gewiß wäre es einfach, man könnte zur Herkunftsbezeichnung von Menschen aus einer bestimmten Stadt oder einem bestimmten Land immer nur die Endsilbe *-er* an den Orts- oder Ländernamen anhängen. In einer künstlich geschaffenen Sprache (Esperanto usw.) liegt eine solche Regelung auf der Hand. Aber jede geschichtlich gewordene Sprache, auch unsere deutsche Sprache widerstrebt einem so mechanischen Grundsatz; sie ist mannigfaltiger.

Beginnen wir in der Nähe. Vor Jahren hat der Sprachverein in Zürich gegen die Örlikoner Straße und die Witikoner Straße Einspruch erhoben. Mit Recht. Denn dem örtlichen lebendigen Sprachbrauch würde nur eine Örliker Straße und eine Witiker Straße entsprechen — wie es auch eine Zolliker Straße gibt, die aus einer Zeit stammt, als man bei der Straßenbenennung noch nicht so mechanisch verfuhr wie heute. Ebenso stoßen wir uns daran, wenn die Deutschen aus unsern Baslern, Zürchern und St. Gallern Baseler, Züricher und St. Gallener machen (in Frankfurt gibt es einen Baseler Platz, und beim Titel von Gottfried Kellers „Züricher Novellen“ hat leider der reichsdeutsche Sprachbrauch über den örtlichen gesiegt). Die Münchner ärgern sich, wenn die Berliner aus ihnen Münchener machen. Und was würden die Glarner und Urner sagen, wenn sie plötzlich Glaruser und Urier hießen? Schon im nächsten Kreise kommen wir also nicht durch mit einem bloßen Anhängen von -er an den Ortsnamen. Dabei sind in unsern Mundarten die Ableitungen noch viel reicher: die Einwohner der St.-Galler Vororte St. Georgen und Rotmonten